



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reihlen, Max: Bosnien und die Herzegowina : Reiseeindrücke : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Bosnien und die Herzegowina

Reiseeindrücke von May Reihlen

(Schluß)



Als Osterreich-Ungarn die türkische Erbschaft in Bosnien antrat, standen dort eine halbe Million Mohammedaner einer ganzen Million Christen gegenüber. Die ganze Tiefe des gegenseitigen Hasses geht schon daraus hervor, daß die Christen ihre islamitischen Landsleute, die jetzt noch denselben Dialekt sprechen, noch immer als Türken bezeichnen, während doch fast kein osmisches Blut mehr im Lande ist. Über die historische Berechtigung dieses Hasses kann nach dem gesagten kein Zweifel sein. Unklar und weder aus Vernunftgründen noch aus geschichtlichen Gründen zu verstehn ist es, daß sich die 700 000 griechisch-orientalischen und die 350 000 katholischen Christen mit ähnlichen Gefühlen betrachten. Das einzige, was sich darüber sagen läßt, ist, daß man kein Recht hat, gerade in Bosnien von den verschiedenen christlichen Konfessionen zu verlangen, daß sie sich vertragen sollen, wenn das doch andernwärts auch nirgends der Fall ist!

Die meisten der Griechisch-Orientalischen sind in den letzten zwei Jahrhunderten aus andern türkischen Provinzen, namentlich aus dem Sandschat Novibasar und aus Serbien eingewandert und werden deshalb im Lande nie anders als als Serben bezeichnet, während sie sich selbst Orthodoxe nennen. Die Serben erfreuten sich bei den Türken womöglich eines noch größern Maßes von Verachtung als die Katholiken, wahrscheinlich schon deshalb, weil ihr Patriarch Untertan des Sultans war, und zweitens wegen ihrer mehr als geringwertigen Geistlichkeit.

In dieser Beziehung standen die Katholiken, vertreten durch die Franziskaner, viel besser da. Den Franziskanern war es gelungen, noch im Jahre 1463, im Jahre der Eroberung, von dem Sultan ein Privilegium zu bekommen, das ihren dreizehn Klöstern mit den zugehörenden 50 000 Seelen freie Religionsübung zusicherte. Während der ganzen türkischen Herrschaft verstanden sich die Franziskaner mit den Machthabern zu stellen, und sogar als sie bei dem Aufstand im Jahre 1594 schwer kompromittiert worden waren, wurde ihnen das Privilegium zwar beschnitten aber nicht ganz entzogen. Welche Künste sie dabei angewandt haben, weiß ich nicht, daß sie sich aber der jeweiligen Situation anzupassen verstanden haben, war mir alsbald klar, als ich in der jetzt noch halb mohammedanischen Stadt Sajeé die beiden ersten Franziskaner im Schnurrbart und mit dem Fes auf dem Kopf antraf. Ich muß gestehn, daß ich beim ersten Anblick beinahe hinausgeplagt wäre, nachher aber sagte ich mir: Warum

sollen die armen Franziskaner keinen Schnurrbart und Fes tragen, wenn sich die Bischöfe in China einen Zopf und Pfauenfeder zu tragen erlauben konnten?

Daß die katholische Kirche in den Bogumilen- und den Türkenzeiten nicht unterging, ist größtenteils das Verdienst der Franziskaner. Sie waren es, die wenigstens in ihren Klöstern in dem hintersten Winkel der Seitentäler einen regelrechten Gottesdienst durchführten und Schule hielten; sie haben in Gegenden, wo der Fanatismus der Türken namentlich im letzten Jahrhundert die ärmlichste Holzbude für gottesdienstliche Zwecke zertrümmerte, unter freiem Himmel Gottesdienst gehalten, sie haben die Verbindung mit Rom und mit Wien aufrecht erhalten, sie haben dem getretenen Volk immer wieder von der alten Herrlichkeit des katholisch-bosnischen Königreichs und von dem verräterisch umgebrachten und schimpflich verscharrten König erzählt, sie haben mit dem Volke gelebt und gekämpft, und wenn List und Diplomatie erschöpft waren, sind sie auch mit Blut und Leben für ihren Glauben eingetreten. Noch jetzt ist die Bedeutung dieses populären Ordens im Lande sehr groß. Ein Franziskaner, mit dem ich in der Herzegowina reiste, erzählte mir, daß sie jetzt noch von hundertfünfzig Pfarreien achtzig versehen.

Auf welcher Kulturstufe Bosnien im Jahre 1878 stand, geht schon aus folgenden zwei Tatsachen hervor. Die Landwirtschaft, die über 90 Prozent der Bevölkerung beschäftigte, bediente sich noch des römischen Pfluges, und zwar mit hölzerner Pflugchar, und konnte nur mit Widerstreben von der Regierung zum Gebrauch der umsonst gelieferten eisernen Pflüge gebracht werden. Zwei Mißernten, die unglücklicherweise aufeinander folgten, wurden auf Rechnung der neuen Pflüge geschrieben. Bei meinem Besuch der blühenden reichsdeutschen Ansiedlung Rudolfstal erzählte mir der frühere Bürgermeister und Gastwirt Hörmann, was er mit seinem modernen Pflug erlebt habe. Seine serbischen Nachbarn hätten mit Staunen gesehen, welche tiefe Furchen er aufgerissen habe, aber dann hätten sie gesagt: Wir können diesen Pflug nicht brauchen, denn der reißt ja alles Unkraut heraus, und was sollen dann unsre Kühe auf dem Brachacker fressen?

Diese Bemerkung war nach der Lage der Sache ganz richtig, denn die Bauern in Bosnien hielten einen so großen Viehstand, daß sie tatsächlich die Brache als Weide benutzten und außerdem das frische Laub der Waldbäume in ausgedehntem Maße heranziehn mußten. Trotzdem war die Durchfütterung des Viehes durch den Winter immer eine Art Hungerkur. Deshalb war auch die Qualität des Viehes entsprechend, und was die Pferde anlangt, so höre ich jetzt noch die Entrüstung, mit der mir ein Einheimischer erzählte, es stehe in einem Reisewerk, daß die Bosnier kleine aber ausdauernde pferdeartige Tiere hätten.

Die Erträge des Ackerbodens, dessen reinen Erdgeruch „die Seele der Landwirtschaft“ nie verpestete, waren entsprechend. Entschieden höher als die Landwirtschaft stand das Handwerk, das, ganz in mittelalterlicher Art im kleinen betrieben, vielfach Erzeugnisse hervorbrachte, die bei uns als Kunsthandwerk hochgeschätzt werden. Die Schätze des Museums in Sarajewo an getriebnem Metall, Teppichen, Stickereien und eingelegten Waffen geben davon

Zeugnis. Die reichen Erzlager wurden ebenfalls im Kleinbetrieb auf die ertümlichste Art ausgebeutet, die Salzlager gar nicht, obgleich Salz im ganzen Balkan ein seltner und äußerst gesuchter Artikel ist. Nur zwei Solquellen wurden zur Salzgewinnung ausgenutzt.

Daß das Volk überhaupt künstlerischen Geschmack hat, beweisen die in den Hausgemeinschaften hergestellten, vielfach sehr geschmackvoll ausgeführten Kostüme der Bauern und die kunstvollen selbstgeschnitzen Spinnrocken, mit denen der Burſche fein Mädchen zu beschenken pflegt.

Diesen reichen Anlagen und schätzenswerten Leistungen der Einzelnen gegenüber waren die Leistungen des Staats gleich Null. Die allgemeine Sicherheit und die Rechtssicherheit waren so, daß sich in den fünfziger Jahren außer drei Ragusaner Kaufleuten und einigen wandernden Schneidergesellen kein Fremder im Lande aufhielt. Später wurde es etwas besser, doch kam kein nennenswerter Handel in Gang. Fahrbare Straßen gab es überhaupt nicht, sodaß die österreichische Armee ihren gesamten Bedarf auf Tragtieren nachführen mußte, was sehr zur Erschwerung und zur Verschleppung der Okkupation führte. Dagegen gab es seit 1870 eine Eisenbahn von der kroatischen Grenze bis Banjaluka. Diese war allerdings nach dreijährigem Bestehn „aufgelassen,“ und was die Schienen anlangt, von den Zigeunerschmieden als Alteisenlager benutzt worden, während die Kunstbauten von selbst zerfielen. Gasthäuser in europäischem Sinne gab es überhaupt nicht, dagegen Bierhäuser, wo man im Lande gebrantes, nach österreichischer Art hergestelltes Bier bekam. So sehr hatten sich die Bosnier als Mohammedaner doch nicht in echte Orientalen verwandelt, daß sie nicht das Bedürfnis eines Mitteldinges zwischen gemeinem Wasser und gebranntem Wasser gefühlt hätten.

Um wieder auf den Staat zurückzukommen, so überließ dieser das Schulwesen den einzelnen Konfessionen. Die Mohammedaner lernten in der Hauptsache den Koran, und die Katholiken und die Serben nichts, abgesehen von den Schülern der wenigen Franziskanerklosterschulen. Was das Sanitätswesen anlangt, so war Allah hier in keiner Weise vorgegriffen worden. Die Volksseuchen, die Deutschland im Mittelalter verheerten, die Pocken, die Lustseuche, der Aussatz und andre interessante Hautkrankheiten, waren so „schön“ vertreten, daß die Hautspezialisten der ganzen Welt nach der Eroberung ihre Kongresse in Bosnien abhielten. Um den Aussatz, zu Deutsch Lepra, an den bei uns glücklicherweise nur noch die Sonderfiechenhäuser erinnern, kennen zu lernen, habe ich mich auch in das berühmte Landeskrankenhaus in Sarajewo begeben und habe dort zufällig während der Visite etwas gesehen, was mich lebhaft an unser Mittelalter und an die schauerlichen Ritterromane mit unterirdischen Kerkern und faulendem Strohlager erinnerte. Es wurde ein gut aussehender Mann mit ausgedehnten Geschwüren am Bein aufgenommen, und als man den Verband abnahm, steckten aus den Geschwürsbuchten lange Insektenmaden, die „Würmer“ der Bibel, die Köpfe heraus, ohne daß dies bei den Ärzten oder bei den andern Kranken großes Aufsehen erregt hätte.

Damit will ich aber meine Schilderung des alten Bosniens schließen und andre, freudenvollere Töne anstimmen, aber nicht ohne vorher darauf hinge-

wiesen zu haben, daß auch manche von den Mohammedanern eingeführte Einrichtungen mir beneidenswert erscheinen. Diese sind: erstens die strenge Scheidung von Geschäftsstadt und Wohnvierteln, zweitens die strenge Einhaltung des Ruhetages, drittens die strenge Durchführung des Einfamilienhauses und der Heiligung der Gräber.

Wer heute nach Bosnien kommt und auch nur eine Ahnung hat von den frühern Zuständen, der kann sich nicht genug wundern über das, was Österreich-Ungarn in so kurzer Zeit fertig gebracht hat; aber auch wer ohne alles weitere seinen europäischen Maßstab anlegt, der wird zunächst sagen müssen, daß man recht bequem reist: die Verkehrsmittel, Eisenbahn, Post, Straßen sind vollständig auf der Höhe, das gesamte Personal, mit dem der Reisende in Berührung kommt, ist entgegenkommend und spricht fast ohne Ausnahme ein vollständig genügendes Deutsch. Für gute Wirtshäuser ist an allen in Frage kommenden Orten gesorgt. Für den Fremden, der gar zu weit von der befahrenen Straße abweicht, stellt die Regierung außerdem noch Unterkommen in den Gendarmeriekasernen zur Verfügung. Ich selbst habe einmal in der Amtsstube einer solchen Kaserne in einem tadellos aufgeräumten Zimmer und in einem geradezu fabelhaft weißen Bett übernachtet und mich vor dem Einschlafen nur gewundert, daß in einem so neuen Lande schon so viel Verordnungsblätter u. ä. vorhanden sein konnten, wie auf diesem abgelegnen Platz auf mich heruntergeschauten.

Die erste und am nächsten liegende Frage an den kühnen Bosnienreisenden ist gewöhnlich die nach der persönlichen Sicherheit. Daß diese Frage unbedingt bejaht werden kann, spricht Bände für die Tätigkeit der Regierung. Es wird bestimmt versichert, daß seit Jahren keinem Fremden mehr etwas zugestoßen sei. Für die Sicherheit des ganzen Landes gegen etwaige Insurrektion sorgt eine Menge kleiner Befestigungen, die auf den Anhöhen zerstreut liegen. Diese haben jeweils ein mit Stacheldraht abgegrenztes Glacis, das man besser nicht betritt, sonst erscheint plötzlich auf der Rinne der Festung ein Bosniak und schreit herunter: Hundert Schritt, oder ich schieß! Zur Verwendung im Ernstfall dürften diese Forts nicht mehr kommen, seitdem ein Eisenbahnnetz von fast 1000 Kilometern und außerdem 2500 Kilometer fahrbare Straßen für rasche Beförderung von Truppen zur Verfügung stehn. Im Anfang war der Dienst in diesen kleinen Plätzen sehr anstrengend, und trotz aller Wachsamkeit ist es, wie ich schon erwähnt habe, noch vier Jahre nach der Okkupation zu einem Mohammedaneraufstand gekommen, dessen Bewältigung nicht ohne Opfer erreicht worden ist. Jetzt ist der Hauptfeind da oben die Langeweile. Die Regierung hat gegen die Mohammedaner alle nur erdenkliche Rücksicht geübt. Trotzdem war es für die einstigen Herren des Landes keine Kleinigkeit, sich unter das Regiment des Giaur zu beugen. Ein alter reichsfreier Ritter, der plötzlich in das Zeitalter des allgemeinen Stimmrechts versetzt worden wäre und sich zum Ersatz und zum Trost für das verlorne Fehderecht auf den Schutz des bürgerlichen Gesetzbuchs verwiesen gesehen hätte, würde schwerlich angenehmer berührt gewesen sein, als es der stolze bosnische Beg war, wenn er von heute auf morgen vor seinen elendesten christlichen Hinterjassen staatsrechtlich nichts mehr voraus haben sollte.

In Bosnien und in der Herzegowina gibt es nämlich noch einen Stand von unfreien Bauern, die *Kmeten* genannt werden. Das Wort bedeutet sprachlich ursprünglich nichts anderes als Bauer. Die rechtliche Stellung des *Kmeten* ist jetzt etwa die eines unabsehbaren Erbpächters. Früher aber war der *Kmet* mehr oder weniger ein an die Scholle gebundener Leibeigner. „Ich habe mir sechzehn *Kmeten* gekauft, die ich jetzt freilassen will, natürlich nicht umsonst,“ erzählte mir gelegentlich ein Herr in Banjaluka. Den etwa 6000 meist mohammedanischen größern Grundbesitzern stehn 85000 freie Bauern gegenüber, worunter vor allem die kleinen mohammedanischen Besitzer und außerdem ebensoviele *Kmeten*, die in der überwiegenden Mehrzahl Christen sind.

Die Türken lebten vor der Okkupation nur von den Naturalabgaben und den Fronen dieser *Kmeten*, und die Besorgnis, daß die Österreicher die *Kmeten* freigeben, d. h. ihnen, den Mohammedanern, ihr Land umsonst abnehmen würden, war unbeschadet des religiösen Fanatismus jedenfalls die Haupttriebfeder ihres zähen Widerstandes. Die Regelung der *Kmetenfrage*, bei der die Wünsche der Mohammedaner und die der Christen einander diametral gegenüberstanden, war die schwierigste Aufgabe der neuen Regierung. Sie hat sich aber jedes jähen Eingriffs in die bestehenden Verhältnisse enthalten und nur einerseits die gegenseitigen Rechte und Pflichten scharf umgrenzt und andererseits dem *Kmeten* die Möglichkeit gegeben, sich frei zu machen. Eine sehr zweckmäßige Maßregel scheint mir die zu sein, daß der *Kmet* eine Art Vorkaufsrecht auf das von ihm innegehabte Grundstück hat. Wenn sein Herr das Grundstück verkaufen will, so kann der *Kmet* ein volles halbes Jahr lang, nachdem der Kauflustige und der alte Besitzer über den Preis einig geworden sind, zu dem ausgemachten Preise selbst als Käufer eintreten. Zurzeit sind schon über zwanzigtausend Bauern auf dem einen Teil ihres Grundstücks selbständige Besitzer, während sie für einen andern Teil noch *Kmeten* sind. Die Österreicher haben mit dieser vorsichtigen Regelung nicht bloß ihren einheimischen Mohammedanern gegenüber klug und weise gehandelt und für etwaige weitere Okkupationen auf der Balkanhalbinsel politisch richtig vorgearbeitet, sondern sie haben auch im wahren Interesse der für wirtschaftliche Selbständigkeit noch unreifen Mehrzahl der *Kmeten* gehandelt. Man erinnere sich nur an die Folgen der unvermittelten Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland, durch die der Adel vielfach heruntergekommen ist, ohne daß der Bauer in die Höhe gekommen wäre. In der deutschen Kolonie Rudolfstal habe ich zum Beispiel erfahren, daß sich von einer ganzen Anzahl benachbarter serbischer *Kmeten*, die durch eine serbische Bank in Ugram aus nationalem Interesse unter den günstigsten Bedingungen freigekauft worden waren, nur ein Teil auf seinem Besitztum halten konnte, weil sie nicht zu wirtschaften verstanden.

Der Weg, auf dem die *Kmetenbefreiung* vor sich geht und vor sich geht, führt einerseits durch die wirtschaftliche Schule und — da man zwischen Una und Drina noch im Mittelalter lebt — durch das Kloster, andererseits durch die landwirtschaftlichen Unterstützungsklassen der Regierung. Gelingt es den unfreien Bauern, die mohammedanischen Grundbesitzer auf dem Boden der Landwirtschaft zu überflügeln, so wird alles Wohlwollen der Regierung die Türken nicht vor dem Niedergange schützen.

Zurzeit werden sie begünstigt wie unsre elsfässischen Notabeln; sie werden mit Vorliebe in den Staatsdienst gezogen; wer sich irgendwie loyal zeigt, erhält das Recht, Waffen zu tragen, die Bürgermeister der beiden Hauptstädte sind Mohammedaner, das Rathhaus in Sarajewo, das monumentalste und durch seine Lage am meisten ins Auge fallende Gebäude, ist im prunkvollsten orientalischen Stil gebaut, für ihre Rechtsschule ist eins der schönsten Gebäude Bosniens aufgeführt worden, für den mohammedanischen Unterricht in den öffentlichen Schulen wird in jeder Weise gesorgt, überhaupt allen Anforderungen ihres Kultus im weitestgehenden Maße Rechnung getragen. Auf die alten Mohammedaner, die noch die Zeiten des Halbmonds als Männer erlebt haben, macht alles das keinen Eindruck. Finster und mürrisch reiten oder schreiten die hageren bärtigen Gestalten in ihren bis auf die Knöchel reichenden pelzverbrämten Röcken durch die Straßen, ohne den Gaur eines Blickes zu würdigen; man meint, die grimmig dreinsiehenden Holzschnitte aus der Zeit der Türkennot, die Sultane und Großwesire, vor denen Wien zitterte, seien lebendig geworden. Und doch glaubt man ihnen anzusehen, daß sie ihr Kismet erkannt haben. Besonders fanatisch sollen noch die Weiber sein und gelegentlich ostentativ vor dem Abendländer ausspucken. Mir ist das nicht passiert, sie haben mich offenbar nicht für voll genommen. Unter den jüngern Männern begegnet man aber auch wohlgenährten, behaglich aussehenden, die sich mit der Lage der Dinge offenbar ausgeöhnt haben. Einige Herrenjöhne sollen sich auch schon mit Verständnis in die Rolle des flotten Bruder Studio hineingefunden haben.

Wie weit die Mohammedaner politisch zuverlässig sind, entzieht sich der Beurteilung. Übrigens sollen auch die Griechischkatholischen, die „Serben,“ in diesem Punkte nicht über alle Zweifel erhaben sein. Die Herrschaft Osterreich-Ungarns stützt sich am festesten auf die Katholiken, die in Osterreich die Vormacht ihres Glaubens und in dem Kaiser den Befreier vom Türkenjoch sehen.

Am ersten Sonntag meines Aufenthalts in Sarajewo ging ich gegen neun Uhr in die erzbischöfliche römische Kathedralekirche, einem äußerlich sehr einfachen Bau von mäßigen Dimensionen in den Formen des Übergangsstils, dessen säulengetragenes Innere einen unerwartet feierlichen Eindruck macht. Kurz nach meinem Eintritt begann sich die Kirche mit Andächtigen zu füllen, die bald mit ausgebreiteten Armen, bald mit zusammengelegten Händen betend und sich verneigend während des ganzen Gottesdienstes den Zeremonien mit sichtbar tiefer Inbrunst folgten. Es waren meist Bauern aus der Umgebung, denen man die innere Befriedigung förmlich ansah, daß sie jetzt in einer so schönen Kirche bei Orgelschall und Glockenklang beten durften. Die vornehme Welt fehlte, die geht zu den Jesuiten.

Ebenso vorsichtig wie in der Ametenfrage geht die Regierung in Sachen des Militärs und der Schule vor. Bosnien stellt bis jetzt nur wenig Regimenter; auch hier wird den Mohammedanern wieder entgegengekommen, indem man sie zwar in Reih und Glied mit den Christen stellt, aber statt der Müze ihren Fes tragen läßt. Statt der Schulpflicht ist eine Art Recht an unentgeltlichen Schulunterricht aufgestellt. In den Städten und zum Teil auch auf

dem Lande bestehn öffentliche Volksschulen, in denen sogar die Lehrmittel unentgeltlich sind. Ich hatte Gelegenheit, eine solche Schule in Banjaluka zu sehen, und muß gestehn, daß ich nicht nur über das gute Gebäude erstaunt war, sondern auch über die Lehrmittel, denn ich fand nicht bloß Wandkarten und Globen, sondern sogar eine kleine naturwissenschaftliche Sammlung. Am meisten wunderte mich freilich, daß unter den Christen beider Konfessionen auch Türkenbüblein, natürlich im Fez, saßen.

Das merkwürdigste ist, daß die Serbenbuben zum Teil auf ihr Reservatrecht, auf ihre eignen Bücher in dem griechischen Alphabet verzichteten und die lateinisch gedruckten Schulbücher der Katholiken benutzen. Neben den kommunalen Volksschulen und den höhern staatlichen Schulen bestehn übrigens auch konfessionelle Schulen. Deutsch wird in allen Schulen gelehrt. Ein besondrer Nachdruck auf das Deutsche wird in der Steinbeißischen Fabriksschule in Doberlin gelegt, und mit wirklich großem Erfolge. Eine höhere deutsche Privatschule, in einem sehr schönen Gebäude und in der schönsten Lage untergebracht, besteht in Sarajevo.

Ein ganz besondres Interesse wendet der Staat dem landwirtschaftlichen Unterricht zu und scheint das Richtige getroffen zu haben mit der Ausgestaltung von Bauernhöfen zu Mustergütern, deren Nachahmung für die dort ausgebildeten Bauernsöhne im Bereich der Möglichkeit liegt. Freiwillige Hilfsarbeiter hat der Staat in dieser Beziehung an den deutschen Kolonisten mit und ohne Kutte. Die mit Kutte sind die Trappisten von Maria Stern, die, im Jahre 1868 aus den Rheinlanden ausgewiesen, sich bei Banjaluka angesiedelt haben und dort jetzt ein großes Kloster besitzen, worin Landwirtschaft mit allen Nebenbetrieben, namentlich Bierbrauerei und Käsebereitung, betrieben wird.

Die Trappisten haben sich, wie seinerzeit bei uns die Zisterzienser, ein großes Verdienst um die Bodenkultur erworben durch ihr Vorbild und die Ausbildung der vielen Bauernsöhne, die bei ihnen arbeiten. Ihre ausgedehnten Felder, an denen ich vorbeigefahren bin, als ich zu den Deutschen nach Rudolfstal fuhr, waren schon so sauber hingebügelt wie bei der landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim, während auf den serbischen Äckern zum Teil noch Stoppeln standen. Die Trappisten haben aber auch die nötige gute Meinung von sich und haben sich bekanntlich vor etwa einem Jahr angeboten, Niederbayern zu zivilisieren, was allerdings sogar dem Dr. Heim zu toll war. Anspruchsloser, aber für ihre Umgebung eben so nützlich als Lehrer sind die bäuerlichen reichsdeutschen Ansiedler, im ganzen etwas mehr als dreitausend Seelen, worunter annähernd die Hälfte Protestanten. Sie sind im ganzen Urbastal von Banjaluka bis zu seiner Mündung in die Save angesiedelt, wo sie alle möglichst in der Nähe der Landstraße wohnen, jeder umgeben von seinem Grundbesitz wie die Germanen des Tacitus. Ihre beiden Dörfer Rudolfstal und Windthorst erstrecken sich dadurch auf eine Länge von etwa zwanzig Kilometern und machen deshalb keinen rechten Eindruck.

Ich fuhr bis an die beiden Kirchen von Rudolfstal, die einander friedlich gegenüberstehn wie glücklicherweise die Bauern selbst, und ließ mich von dem protestantischen Mesner herumführen.

Nach allem, was ich sah und hörte, kommen die Leute gut vorwärts, aber unter harter Arbeit und unter Entbehrungen. Mein Führer, der allerdings kein Bauer, sondern Schuhmacher war, hatte noch nicht einmal den guten Wein gekostet, den auf den benachbarten Höhen welsche Tiroler bauen!

Vor der Okkupation kamen für die Landwirtschaft eigentlich nur der Mais und die andern Körnerfrüchte in Betracht. Durch die Bemühung der Regierung wurde die Zuckerrübe eingeführt und zu einem sehr lohnenden Artikel gemacht. Die Kartoffel, die früher nur in Nordbosnien gebaut wurde, hat sich überall eingebürgert, und der Tabakbau, der vorher ebenfalls nur sehr gering war, liefert jetzt jährlich das Material zu mehr als vierzig Millionen Zigaretten, die in den Regiefabriken hergestellt werden. Der Gesamtertrag an Bodenprodukten hat sich in zwei fünfjährigen Perioden in vierzehn Jahren gerade auf das Doppelte gesteigert. In derselben Zeit machte die Gesamtzunahme des Viehstandes 157 Prozent aus.

Der Staat wendet auch dem Forstwesen die nötige Aufmerksamkeit zu. Wer nur auf der Eisenbahn durch Bosnien und die Herzegowina reist, wird von den dortigen Waldverhältnissen ein ganz falsches Bild bekommen. Er wird in Bosnien fast nur geringe Wälder und in der Herzegowina überwiegend kahlen Karstboden sehen. In Wirklichkeit macht der Wald über 50 Prozent der Gesamtfläche von Bosnien und der Herzegowina zusammengenommen aus. Beide Länder zusammen sind so groß wie Württemberg, Baden und die Reichslande.

Der bosnische Hochwald allein würde Baden ganz bedecken, der Staatswald ganz Württemberg. Der vom forstmännischen Standpunkt aus minderwertige, weil der Landwirtschaft zu stark tributpflichtige Teil des Staatswaldes und die Privatwäldungen zusammen hätten auf Hessen nicht Platz. Gerade in der Umgebung der Ortschaften ist der als Weide benutzte Wald ein charakteristischer Teil der Landschaft. Da gibt es Buschwälder, die aussehen wie nach einem schweren Hagelschlag; nichts ist verschont als das Farnkraut, dessen Saft bekanntlich nicht einmal die besten Bandwürmer standhalten, und der Nußbaum mit seinen Blättern, deren Wirkung mancher von seinen ersten Rauchversuchen her kennt. Einen solchen nur von den Ziegen niedergehaltenen Wald muß man gesehen haben, wenn man beurteilen will, wie viel die Forstleute Bosniens jetzt schon in der Wiederherstellung solcher Wälder geleistet haben, und die Zeit wird kommen, wo es die Geldmittel erlauben werden, auch den Karst der Herzegowina wieder aufzuforsten.

Mittlerweile ist es eine Hauptfrage der Forstverwaltung, den Reichtum des Landes, die überalten Bestände der Urwälder auf den mehr als 2000 Meter emporsteigenden Bergzügen auszunutzen. Die Regierung hat zu diesem Zwecke Verträge mit privaten Unternehmungen geschlossen, wie das Deutsche Reich in Kamerun, nur daß Bosnien dabei besser zu fahren scheint. So hat das Steinbeißische Unternehmen allein mehr als 150 Kilometer Eisenbahnen im Gebirge angelegt und so einen Anschluß an das dalmatinische Eisenbahnnetz und damit eine Verbindung Bosniens mit Spalato geschaffen, während die Weiterführung der bosnischen Staatsbahn nach dieser zweitwichtigsten österreichischen Seestadt bisher von Ungarn mit Rücksicht auf Fiume verhindert worden ist.

Auch die Ausbeutung der andern Naturschätze, Eisen, Kohlen und Salz, sowie die der Wasserkräfte durch Private ist in erfreulichem Aufschwung. Am meisten sieht der Fremde gewöhnlich von dem, was durch die Regierung für das Kunsthandwerk geschieht und geschehen ist durch Errichtung von Regierungswerkstätten, in denen die halbvergessenen Künste der Metalltechnik und der Teppichweberei in altem Geschmaek aber mit den Hilfsmitteln der Neuzeit gelehrt und geübt werden. Die Regierung hat aber nicht bloß für den wirtschaftlichen Aufschwung, sondern auch für die geistige Kultur in höherm Sinne gesorgt, und dies ist hauptsächlich das Verdienst des jüngst gestorbnen Reichsfinanzministers von Kallay. Es war ein großes Glück für Bosnien, daß in der kritischen Zeit ein Mann von weitem Blick an der Spitze der gemeinsamen Finanzen stand, daß dieser Mann ein Magyar war, und daß er bei dem Kaiser und König sehr viel galt.

Von dem hohen Wert der wissenschaftlichen Landeserforschung an sich und deren Rückwirkung auf die wirtschaftliche Erschließung durchdrungen und in der glücklichen Lage, Männer zu finden, die für ihre Wissenschaft wie für ihre zweite Heimat Bosnien gleich begeistert waren, hat er diese Männer nicht nur in die entsprechenden Stellungen gebracht, sondern ihnen auch, ohne zu knausern, die nötigen Mittel zur Durchführung ihrer Arbeiten zur Verfügung gestellt.

So entstand unter andern das berühmte Museum in Sarajewo, das durch rasches Zugreifen in der Zeit des großen Umschwungs aller Verhältnisse in der Lage war, Schätze aus der bosnischen Vergangenheit, die einzig in ihrer Art sind, und die in Gefahr waren, ganz oder wenigstens für das Land verloren zu gehn, zu erwerben.

Aber nicht bloß für das Edle und das Gute, sondern auch für den Glanz und den Schimmer wußte Kallay Gelder flüssig zu machen. Dazu rechne ich manches von dem, was er zur Hebung des Fremdenverkehrs getan hat. Man findet die von ihm errichteten Regierungshotels nicht bloß da, wo der Kaufmann hinkommt, sondern auch an touristisch wichtigen Plätzen; alle großen landschaftlichen Schönheiten sind bequem zugänglich gemacht worden, auf den schönsten Bergen sind Unterkunftshütten, zum Teil durch Reitwege erreichbar, die dem Fremden unentgeltlich zur Benutzung stehn. Ja sogar die Forellen in den Bächen und die Gemsen auf den Bergen werden dem Besucher gastfreundtschaftlichst zur Verfügung gestellt, wenn er nur irgendeine Empfehlung beibringen kann. Dafür, daß sich die drei vorgemerkten Gemsen auch treffen lassen, scheint allerdings nicht garantiert zu werden. Ich habe wenigstens einmal im Fremdenbuch einer Schutzhütte in der Herzegowina einen erbarmungswürdigen, durch mehrere Tage sich hinziehenden Eintrag eines Jägers gelesen, den seine drei Gemsen zum Narren gehalten haben.

Die Krone von Kallays Schöpfungen zur Hebung des Fremdenverkehrs ist die Ausgestaltung des schon von den Türken benutzten sehr heilkräftigen heißen Schwefelbades Mlidsze bei Sarajewo zu einem „fashionabeln“ Kurort in der Art des Herkulesbades, der Perle Ungarns. Es wird Kallay der Vorwurf gemacht, daß er mit der zwar nicht üppigen aber sehr gediegenen

Ausgestaltung dieser seiner Lieblingserschöpfung der wirtschaftlichen Entwicklung Bosniens um Dezennien vorausgeeilt sei, weil diese und andre Einrichtungen zur Hebung des Fremdenverkehrs bis jetzt Zuzuschuß brauchen. Abgesehen von dem ideellen Gewinn, dem der persönliche Verkehr mit dem Westen für die zum Teil doch recht einsam sitzenden Offiziere und Beamten bringt, glaube ich, daß die Spekulation auf das Bekanntwerden Bosniens und die Ausbeutung seiner Sehenswürdigkeiten auch finanziell einschlagen wird. Wenn Bosnien jetzt schon seinen Haushalt selbst bestreiten kann, so durfte Kallay auch diesen Wechsel auf die Zukunft ruhig ausstellen. Ich meinerseits habe das Andenken des zweiten Schöpfers von Bosnien gesegnet, so oft ich zum Schluß schöner aber anstrengender Tage in Sarajewo und dessen Umgebung mich Abends der herrlichen Therme von Slidze erfreuen durfte.

Österreich-Ungarn hat viel für sein Neuland getan, es hat Bosnien der europäischen Kultur gewonnen, aber es war nicht bloß gebend, sondern auch empfangend.

Österreich-Ungarn durfte, um nur eins zu nennen, sich und der Welt zeigen, daß die innern Zwistigkeiten seine staatsbildende Kraft doch nicht ganz aufgezehrt haben, daß es noch imstande ist, eine Beamtenchaft aus allen Nationalitäten des Reichs zusammenzustellen, die von der Reichsidee beherrscht ist, eine Beamtenchaft, mit der eine Kulturarbeit geschaffen werden kann, wie sie Maria Theresia auf der Höhe der Macht Österreichs in dem verödeten Südbungarn geleistet hat.

Die Reise durch dieses Kolonialland, mitten im alten Europa, hat mich manches, was wir zuhause haben, mit kritischen Augen zu betrachten gelehrt, und einen alten Strupel hat sie mir gründlich genommen: nach den materiellen und den ideellen Vorteilen, die durch die Okkupation den Bosniern wie den Österreichern in demselben Maß erwachsen sind, ist mir jeder Zweifel darüber vergangen, ob zivilisierte Nationen das moralische Recht haben, in Ländern niedrer Kultur ungerufen einzugreifen und zugleich kolonisierend und zivilisierend vorzugehen.



Menschenfrühling

Don Charlotte Niese

(Fortsetzung)



nneli saß ganz still. Sie hatte es aufgegeben, ihren Gesang zu lernen, und die Rechenaufgabe für Herrn Gebhardt schob sie zur Seite. Es war hübsch, ihren Onkel so sprechen und lesen zu hören. Später, wenn sie groß war, wollte sie ihn bitten, alles noch einmal lesen zu dürfen.

Aber Onkel Willi sprach nicht weiter. Er war aufgestanden und an das Fenster getreten, das er öffnete.

Was willst du? fragte er auf die Terrasse hinaus, und Fred Rolands Stimme antwortete:

Darf Anneli nicht einen Augenblick herauskommen?